

WEITE WELT

«Träume ich?»

BERNARD IMHASLY

Ich hasse sie, die weite Welt. Da freut man sich beim Erwachen auf den ersten Sonntagmorgen zuhause in Bern, die frischen Brötchen vom Bäcker, die dampfende Schokolade. Fern ist für ein paar Tage die bleierne Wärme Indiens. Man würde in den kalten Vorfrühlingsmorgen hinaustreten, ein angenehmes Prickeln auf der Haut, Glocken der Heimat im Ohr. Stattdessen schwappt von der Aare der dumpfe Rhythmus eines Hindipop-Bass und die Fistelstimme eines Bollywood-Songs herüber. Träume ich? Bin ich doch noch in Delhi, wo irgendein junger Kerl im Quartier herumkurvt, sein Auto voll gestopft mit aufgedrehten Lautsprechern?

Der kurze Gang zur Dalmazi-Wiese genügt, um mir Klarheit zu verschaffen. Im Gras taucht plötzlich ein Kabel auf, das bei einer kauernenden Figur endet, die mit einer Teekanne hantiert. Nein, dies ist kein Jetlag, auch nicht ein Déjeuner sur l'herbe municipale. Es ist die viel gepriesene weite Welt. Hinter dem Tee kochenden Inder wächst ein Schienengestell in die Länge, auf dem eine Kamera hin und her fährt. Und am Ufer lehnen zwei Gestalten am Baum, lispeln die Töne nach, die aus den Lautsprechern plärren, und verdrehen elegisch-verliebt die Augen. Die Bollywood-Version von «Mission Impossible» wird hier gedreht.

Lara Datta friert

Unversehens werde ich zum touristischen Voyeur im eigenen Land. Die Kirchenfeldbrücke, die sonst Erinnerungen an den früheren Arbeitsweg auffrischt, ist plötzlich ein Stahlkoloss, der die beiden Liebenden unter den Trauerweiden bedrohlich überschattet. Das Münster, sonst der beruhigende Zeigefinger des Wieder-Zuhause-Seins, wird zur Kullisse für die Kamera, die genüsslich über die Altstadtfront und die Bundesbauten schwenkt, bevor sie wieder auf das Bollywood-Starlet zoomt.

Lara Datta, einer der Stars des Films und ehemalige Miss Universe, scheint von der weiten Welt ebenfalls enttäuscht zu sein. Seit drei Wochen muss sie ihr Décolleté der Berner Oberländer Kälte aussetzen, nachdem sie es zuvor bereits auf dem windig-regnerischen Markusplatz und vor den Dolomiten-Felsen exponiert hatte. Auch die weissen Stiefeletten schützen sie nicht vor nassen Füßen, wenn sie zum wiederholten Mal übers nasse Gras tippeln muss.

Meher Jessya stöhnt

Noch schlechter ergeht es Meher Jessya, einem ehemaligen Topmodel aus Bombay. Sie war extra aus der indischen Hitze angereist, um ihren Mann, den Filmstar Arjun Rampal, vor dem Wärmebedürfnis der weiblichen Stars zu schützen. Sie sitzt neben Lara, schaut sich auf dem kleinen Monitor zum hundertsten Mal die Aare-Szene an und friert. Selbst wenn sie wüsste, dass die Wand hinter ihr zu einer öffentlichen Bedürfnisanstalt gehört, wäre ihr das wohl egal.

Der Tee-Kocher hat inzwischen aus dem Reisekar einen ausgemusterten Speiseträger der Schweizer Armee herangeschleppt und schüttet Alu Gobhi, Basmati-Reis und Raita auf die Plastikteller. «Oh nein, nicht schon wieder indisch!», stöhnt das Topmodel. «Gibt es hier kein Restaurant, wo man ein Steak oder eine Pizza bekommt?»

«Doch, gleich in der Nähe ist eines», ertönt es aus den Rängen der verhinderten Spaziergänger. Jemand rennt hilfsbereit zum nächsten Restaurant. Es hat geöffnet – aber die Nachricht ist niederschmetternd für Meher Jessya. Das Restaurant Marzilibrücke führt derzeit indische Wochen durch. Nur ich murmle, behaglich geworden im wärmenden Rachegefühl: «Ha! Weite Welt!»

Der Autor ist «Bund»-Indienkorrespondent und lebt in Neu-Delhi.

Impressum

Redaktion: Alexander Sury (Leitung), Barbara Birchler (Gestaltung), Daniel Di Falco, Patrick Imhasly, Christine Iselin-Kobler, Sandra Leis (Literatur), Margareta Sommer (Bild).

Tibet liegt auch im Tösstal

In der Pfannenfabrik Kuhn Rikon AG arbeiten seit drei Generationen Tibeter. Die ehemaligen Hirten, Nomaden und Bauern sitzen heute hinter Produktionsmaschinen und Bürotischen. Eine Geschichte über Schweizer Qualitätsarbeit made by Tibet.

CORINNE BUCHSER (TEXT),
ADRIAN MOSER (BILDER)

Montag, 23. Februar 2004. Ein ganz normaler Arbeitstag. Nicht so bei Kuhn Rikon. Am Sitz des grössten Schweizer Pfannenherstellers, der sich in einem unscheinbaren Gebäudekomplex im Tösstal befindet, steigt weder Rauch aus den Kaminen noch wird das Vogelgezwitscher von Maschinengeräusch überhört. Die Arbeit in der Fabrik ruht, es ist tibetisches Neujahr. Die Festlichkeiten rund um den Beginn des Holz-Affe-Jahres, des Jahres 2131 nach der Zeitrechnung der Tibeter, dauern mehrere Tage. «Wenn die Tibeter feiern, dann feiern sie richtig», sagt augenzwinkernd die 26-jährige tibetische Exportsachbearbeiterin Sonam Rinda, die vor lauter Reiswein brennen, backen und Besuch im Moment nach Feierabend kaum zur Ruhe kommt.

Neujahrstag ist Wiedersehenstag. Rinda besuchte zum Neujahrsfest am Samstag zusammen mit ihrer Familie die Losar-Zeremonie im tibetischen Kloster, zu der alljährlich Hunderte von Tibetern aus der ganzen Schweiz pilgern. Folgt man hinter der Fabrik dem steilen Sträss-

chen durch den Wald hinauf, betritt man plötzlich ein Stück tibetischen Boden: Majestätisch erhebt sich auf einer Lichtung das weisse Kloster. Goldene Figuren glänzen im Licht, überall hängen Gebetsfahnen und auf dem schmalen Weg zum Chörten, einem Reliquienschrein, spazieren Mönche in traditionellen roten Gewändern.

Ein Konzert mit Folgen

Bei Kuhn Rikon öffnet sich einem ebenfalls die Tür zur Welt der Tibeter. Auf der schwarzen Tafel in der Eingangshalle wird der Besucher auch auf Tibetisch begrüsst. «Deutsch und Tibetisch sind unsere Firmensprachen», erklärt Wolfgang Auwärter, Verwaltungsratspräsident der Kuhn Rikon AG. Von den 125 Angestellten sind fast ein Drittel Tibeter – Fabrikarbeiter, Sachbearbeiter, Abteilungsleiter.

Die Geschichte des renommierten Familienunternehmens ist eng mit dem Schicksal der tibetischen Flüchtlinge in der Schweiz verknüpft. Anfang der 1960er-Jahre herrschte Hochkonjunktur. Überall mangelte es an Arbeitskräften. «Mitarbeiter waren damals praktisch nur zu bekommen, wenn die Firma Werkunterkünfte anbieten konnte», erinnert sich

der ehemalige Patron und Erfinder des Duromatic-Dampfkochtopfs Jacques Kuhn. So beschlossen er und sein inzwischen verstorbener Bruder Henri, auf dem Land gleich hinter der Fabrik 48 Wohnungen zu errichten. Kurz darauf besuchten die beiden Brüder im Nachbardorf ein Wohltätigkeitskonzert zu Gunsten des Schweizerischen Roten Kreuzes. Auf diesem Weg erfuhren sie vom Flüchtlingseiland der Tibeter und den Schwierigkeiten bei der Suche nach Notunterkünften.

Rund fünf Monate später – die Bauarbeiten waren noch nicht beendet – zog bereits eine Dorfgemeinschaft von 27 Tibetern in die neue Arbeitersiedlung im Tobelsteig ein. In der Zwischenzeit hatten die Brüder Kuhn unermüdlich Informationsarbeit geleistet. Sie luden Lehrer, Pfarrer, Gemeinderäte ein und schilderten ihnen die Situation. Auch die Fabrikarbeiter wurden ein paar Mal nach Feierabend in der Kantine versammelt, wo ihnen erklärt wurde, weshalb die Tibeter aus ihrem Land geflohen waren. «Wir wollten zeigen, dass die Tibeter keine Eindringlinge sind», sagt Kuhn. Die Aufklärungskampagne zahlte sich aus. Neugierig auf die neuen Dorfbewohner, empfingen die Rikoner sie mit offenen Armen. Einer der ersten Tibeter, die

in Rikon eine zweite Heimat fanden, war der heute 53-jährige Pasang Dagma. Er wohnt noch immer im Tobelsteig, allerdings inzwischen in einem betriebseigenen Reiheneinfamilienhaus. Dagma bleibt der herzliche Empfang in der Schweiz ein unvergessliches Erlebnis. In Samedan, wo er als 13-jähriger Bub mit seiner Familie bis zur Übersiedlung nach Rikon wohnte, wurden sie am Bahnhof mit einem Konzert willkommen geheissen. Auf dem Perron nahmen die Schüler die Tibeter bei der Hand und begleiteten sie singend ins Flüchtlingsheim. Dort erwarteten sie helle, frisch gestrichene Räume, Spielzeuge und neue Kleider. «Wir verstanden nicht, weshalb wir mit dem Pyjama nicht hinaus durften, noch nie hatten wir so schöne Kleider gehabt», erzählt Dagma begeistert.

«Völlig unverbrauchte Menschen»

Zu den ersten Begegnungen mit der Schweizer Bevölkerung kamen erste Erfahrungen mit der Technik. Die Tibeter konnten weder Lichtschalter, Waschmaschinen noch Kochherde. Und als Dagma in den Bergen Dutzende von Menschen in Zweiergruppen mit dem Skilift den Hang hochfahren sah, grenzte das für ihn an ein kleines Wunder.



«Free Tibet»: Der Heimat wird auch bei der Arbeit in der Pfannenfabrik (links) gedacht, das weisse Kloster (rechts) dagegen ist ein Flecken Heimat.



Band der Freundschaft:
Jamchup Büwang (oben)
zu Hause, Sonam Rinda
in der Fabrik (Mitte)
und Jacques Kuhn
im Tibeterkloster Rikon
(unten).



Die Nomaden, Bauern und Hirten waren von der Fabrikarbeit fasziniert. Das Weidland mit den Schafen, das die Kuhns ihnen anboten, interessierte nicht mehr. Alle zog es in die Fabrik. Der damalige Betriebsleiter Jacques Kuhn erinnert sich an eine schwierige Anfangszeit, denn die Tibeter – die ersten ausländischen Angestellten überhaupt in der Fabrik – waren sich im Umgang mit den modernen Werkzeugen keiner Gefahren bewusst. Kuhn war indes von der schnellen Auffassungsgabe und der Konzentrationsfähigkeit der neuen Mitarbeiter beeindruckt. «Diese Menschen waren völlig unverbraucht. Sie hatten weder Fernsehen noch Autos im Kopf.»

Etwas konnten die Tibeter jedoch noch lange nicht verstehen: die Steuerabzüge auf ihrer Lohnabrechnung. Peter Lindegger, Betreuer des Roten Kreuzes und damals einziger Tibetisch sprechender Schweizer, versuchte ihnen verständlich zu machen, dass öffentliche Einrichtungen wie etwa die geteerte Strasse von der Fabrik zu ihren Häusern von allen bezahlt werden müssten. Die Tibeter schüttelten nur den Kopf und zogen es fortan vor, neben den Strassen zu gehen.

Im Kokon der Familie

Heute springt bei Bedarf auch mal Pasang Dagma als Dolmetscher ein. Seit bald 30 Jahren arbeitet er bei Kuhn Rikon, zuerst als Betriebsschreiner, heute als Leiter der Abteilung 24, Deckelfabrikation und -montage. Bei Kuhn Rikon ist bereits die dritte Tibeter-Generation am Werk. Sowohl Daggas Eltern als auch seine Schwester, sein Schwager, seine Frau und seine beiden Töchter waren oder sind bei Kuhn Rikon angestellt. Und auch mit der Exportsachbearbeiterin Sonam Rinda, die bereits die kaufmännische Ausbildung bei Kuhn Rikon absolvierte, ist er verwandt. Sie ist seine Nichte und lebt mit ihrem Mann und dem 18 Monate alten Sohn gleich um die Ecke.

Stört es Sonam Rinda nicht, dass ihre Verwandten und Bekannten am selben Ort wohnen und arbeiten? «Nein, damit habe ich überhaupt kein Problem. Aber ich bin froh, dass mein Mann nicht auch noch hier angestellt ist», sagt Rinda in akzentfreiem Zürichdeutsch. Rinda trägt einen schwarzen Pullover, ihre Finger schmückt ein tibetischer Ehering. Die Augen sind dezent mit Kajal untermalt, im dunklen Haar schimmern mahagonifarbene Streifen.

Leben zwischen zwei Welten

Obwohl sie wie die meisten Tibeter in Rikon den Schweizer Pass hat, sieht sich Rinda mehr als Tibeterin denn als Schweizerin. «Es ist schwierig, sich als richtige Schweizerin zu fühlen, schon allein wegen der Hautfarbe.» Empfind sie es als Kind oft als Strafe, an den zwei schulfreien Nachmittagen in die Tibeterschule zu gehen, während sich die andern in der Badi vergnügen, so ist ihr die tibetische Kultur heute äusserst wichtig. Sie hat bewusst – und zur Freude ihrer Eltern – einen Tibeter geheiratet: «Ich möchte, dass mein Kind später auch Tibetisch spricht.» Trotzdem kann sich Rinda, die Tibet nur von Erzählungen und von Fotos kennt, nicht vorstellen, eines Tages dorthin zurückzukehren: «Ich bin verwöhnt, ich habe mich an den Lebensstandard und die Hygiene in der Schweiz gewöhnt.»

Ganz anders ihr Onkel Pasang Dagma. Erhielt Tibet von China die Autonomie, so würde er wahrscheinlich seine Sachen packen und zurückgehen. Was ihm in der Schweiz besonders fehlt, sind Momente der Ruhe: «Hier hat das Materielle einen so hohen Stellenwert, dass einem vor lauter Arbeit kaum mehr Zeit zum Leben bleibt.»

Fast zu wenig Zeit hat auch der 67-jährige Jamchup Büwang, obwohl er seit rund zwei Jahren pensioniert ist. «Die Buddhisten glauben», erklärt Büwang mit ruhiger Stimme, «dass sich unsere Leben-

energie nach dem Tod neue Formen sucht – wie eine Kerze, mit deren Flamme eine andere Kerze angezündet wird, ehe sie verlöscht.» Auch wenn daher in verschiedenen Leben die Chance bestehe, die Erleuchtung zu erlangen, gelte es, dieses kostbare und kurze Leben gut zu nutzen. Büwangs Augen strahlen hinter der grossen goldumrahmten Brille Zufriedenheit und Wärme aus.

Fische ohne Wasser

Bevor er nach Indien floh, war Büwang Mönch im tibetischen Kloster «Tschökor Jantse». Und obwohl er ein Vierteljahrhundert als Gruppenleiter in der Deckelfabrikation von Kuhn Rikon tätig war, hat er nie ganz aufgehört, wie ein Mönch zu leben. Seit Büwang nicht mehr arbeitet, verlässt er das Haus kaum noch. Morgens um fünf Uhr steht er auf, füllt Wasserschalen nach und zündet Butterkerzen an. Die Tage verbringt er meistens mit Beten und Meditieren. Und wenn immer möglich schickt er Geld in sein Kloster, um dessen Wiederaufbau zu unterstützen.

Obwohl Jamchup Büwang nur noch in Notfällen in der Fabrik aushilft, wohnt er immer noch in der betriebseigenen Wohnung. Die Eingänge zu den verschiedenen Zimmern sind mit farbigen Tüchern abgetrennt, die Bücher auf der Wohnwand tragen tibetische Titel. In der Mitte des Raumes thront ein grosser Fernseher. Neben dem Fenster hängt das Bild des Dalai Lama in einem goldenen Rahmen, verziert mit einem Khatakh, einem weissen Stoffband – ein Zeichen des Respekts und der Verehrung.

Auf dem Hausaltar macht sich der schweizerische Einfluss bemerkbar: Tibetisches Gebäck und Fasnachtschächli sind als Opfergabe zu einem Turm gestapelt. In der Ecke steht eine Valsler-Flasche gefüllt mit «Chang», tibetischem Bier, zum Auffüllen der Opferschalen. Als Symbol der Fruchtbarkeit dient anstelle von Roggen, Weizen und Gerste ein kleiner Topf mit Katzengras. Auf einer Karte, die an eine Schale mit «Tsampa», Mehl aus gerösteter Gerste, gelehnt ist, steht «Tashi Delek». «Glück und Segen im neuen Jahr», übersetzt Büwang in gebrochenem Deutsch.

Der 85-jährige Jacques Kuhn führt zwar kein so zurückgezogenes Leben wie Jamchup Büwang, doch auch er ist eng mit einem Kloster verbunden: Er engagiert sich seit 35 Jahren als Stiftungsratspräsident für das Klösterliche Tibet-Institut in Rikon – ehrenamtlich, versteht sich. «Als wir sahen, dass einige Tibeter Schwierigkeiten hatten mit der Akklimatisation in der Schweiz, flogen mein Bruder und seine Frau zum Dalai Lama nach Dharamsala und fragten ihn um Rat.» Der Dalai Lama antwortete, ein Tibeter ohne Kloster sei wie ein Fisch ohne Wasser.

Und so errichteten die Brüder Kuhn im Jahr 1967 ob Rikon das erste buddhistische Kloster Europas – es ist bis heute das einzige in der westlichen Welt, das direkt dem Dalai Lama unterstellt ist. Die chinesische Regierung sah dies natürlich nicht gern. Mehrmals wurde die Baustelle von chinesischen Diplomaten besucht, und beim Bundesrat trafen sogar zwei Protestnoten ein. Jacques Kuhns Blick schweift unter den buschigen Augenbrauen in die Ferne: «Wir befürchteten damals das Schlimmste, aber zum Glück ist nichts passiert.»

Arbeiten für die Unterdrückten

China bietet für Jacques Kuhn auch heute Anlass zur Sorge. Er ist alles andere als begeistert von der aktuellen Marktentwicklung: «Es ist beängstigend, wie China durch westliche Firmen aufgebaut wird.» Etwas anders sieht dies Christof Gassner, der im Mai 2003 die Geschäftsleitung von Kuhn Rikon übernommen hat. «Wenn chinesische Menschen unsere Produkte schätzen, dann freut uns das», und er fügt hinzu: «Das heisst jedoch nicht, dass wir mit allem, was die chinesische Regierung tut, einverstanden sind.»

Seit sich im Jahr 2000 mit Hans-Heinrich Kuhn der letzte Angehörige der Familie Kuhn aus der Geschäftsleitung zurückzog, hat sich die Unternehmensstrategie geändert: Heute wird gezwungenermassen auch bei Kuhn Rikon auf den schnell wachsenden Markt in China gesetzt. Die meisten Schweizer Produzenten haben nur noch mit dem ständigen Erschliessen neuer Märkte eine Chance. Oder mit Aktionen à la Pfannen-Trophy von Coop. Diese Aktion – die insbesondere zur Folge hatte, dass Kuhn Rikon auf Druck der Firma Sigg Switzerland AG die 1998 erlangten Markenrechte für Sigg-Kochgeschirr inzwischen wieder abtreten musste – hat mit rund 3,5 Millionen verkauften Sigg-Pfannen made in China ungeahnte Dimensionen angenommen.

Fast alle Kinder fliegen aus

Die Tibeter, die grundsätzlich chinesische Produkte boykottieren, können da nur die Faust im Sack machen. Ist sich die Geschäftsleitung der heiklen Situation für die Tibeter bewusst? Es gab laut Christof Gassner keine spontanen Proteste seitens der Tibeter: «Die tibetischen Angestellten sind sich im Klaren darüber, dass die Pfannen-Aktion sowie die mit China aufgenommenen Handelsbeziehungen dazu beitragen, ihren Arbeitsplatz bei Kuhn Rikon zu sichern.»

Manchmal machen sich die Tibeter Sorgen um die Zukunft und dann wünschen sie sich die schützende Hand der Vaterfigur Jacques Kuhn zurück. Und manchmal wünschen sie sich auch die von zu Hause ausgezogenen Kinder zurück. «Der Familienzusammenhalt ist für uns sehr wichtig», sagt Pasang Dagma, desse älteste Tochter vor drei Jahren das Elternhaus verlassen hat. Weh getan hat es ihm schon, als sie ging. «Und trotzdem konnte ich es nicht lassen, mich um alles zu kümmern.» Auch Büwangs Töchter Tashi, Dekyi und Pema sowie sein Sohn

Dhondup, der bei der Zürcher Stadtpolizei arbeitet, wohnen nicht mehr zu Hause. Sonam Rinda ist denn auch eine der wenigen jungen Tibeterinnen, die heute noch bei Kuhn Rikon arbeiten. Die meisten zieht es heute nach Winterthur oder Zürich. Rinda fühlt sich jedoch in Rikon zu Hause: «Hier hat es so viele Tibeter, da wird man nicht so komisch angeschaut.»

Tibeter in der Schweiz

Am 7. Oktober 1950, ein Jahr nachdem Mao Zedong die Volksrepublik China ausgerufen hatte, marschierte die Volksbefreiungsarmee mit 40 000 Mann in Osttibet ein. Nach dem blutigen Volksaufstand im Jahre 1959 flüchtete der damals erst 24-jährige Dalai Lama als Soldat verkleidet aus Lhasa nach Indien. Mehr als 80 000 Tibeterinnen und Tibeter folgten ihm über die verschneiten Himalajapässe ins Exil.

Im Herbst 1960 traf die erste Flüchtlingsgruppe im Kinderdorf Pestalozzi in Trogen ein. Nachdem der Bundesrat 1963 die Aufnahme von 1000 Tibetern bewilligt hatte, reisten unter der Obhut des Roten Kreuzes gruppenweise tibetische Familien aus den überfüllten indischen und nepalesischen Auffanglagern in die Schweiz ein. Heute bilden die rund 2500 Tibeterinnen und Tibeter in der Schweiz die grösste Exilgemeinschaft in Europa. Etwa ein Drittel von ihnen ist hier geboren, rund ein Viertel hat sich einbürgern lassen. Die Tibeter leben vorwiegend in der Deutschschweiz, wobei der Kanton Zürich mit über 50 Prozent den weitaus grössten Anteil hat. Die bedeutendste Gemeinschaft befindet sich mit rund 170 Tibetern denn auch in Rikon im Tössstal ZH.

MUNDART

Du bischt es Schutzgatter

PETER WYSS

A nem scheennen Merzesundig seid der alt Zumbrunn bim Zabän, är welli en Augenblick vor ds Huus a d Sunnän. «Aber leg di gued an!», seid di jung Freuw. Si geid i ds Stibli vom Groosatt und chunnd mid nem Pullover und nem Recki derhar und hilft allegän. «Ds Heut muescht o ddeckän!» – «Am liebschten han i miin Zipfelchappän.» Das hed ds Liisi gheerd, es ammiets Meitschi, waa gad vor nem Jahr zum Zumbrunn chon ischt. Aes ischt es wärchigs und chruutigs Meitschi, waa alli gäären hein. Aber das, was etzen passierd, gheerd o zuen imm. Aes springd zum Beichli ob e Chleiderhägggen, schriisst di schwarz Zipfelchappen vom Groosatt appha und mid ira no gad ds Psalmenbuech und zween Briefa, waa d Freuw naa em Zmittag gschriben hed.

Ds Liisi ischt echlein es Schutzgatter, springd gleitig zwäg und passt mengischt zwenig uuf, waan es leuft und was es macht. Denn gid's den alben e chliindri old greesri Chappfeli (= kleines oder grosses Unglück). Dem Liisi ischt das alben griisli nid rächt, bis äs den o mues lachän, wil di andren lachen und eppa sägän: «Du bischt doch o es Schutzgatter!»

«Erzell is es Gschichtli»

Der Groosatt sitzt etz vor em Huus, und d Sunnen tued imm wol. Aer gscheuwwed uber ds Land ab. Unna im Tälti glitzred der Birglibach. Aenefir stüigt das Land emumhi bis zum Wald. Da und dert liid no echlein Schnee. Rächts apphi ischt der See etzen gad ein groossa Spiegel. Aer spiegelde e scheenni Wäld. «Wen nummen o e scheenni Menschewwäld z spiegle wwään!», sinnd er. Aber etzen lää si d Chind zueha, waa bir Schiir ghuuselled hein. Un äs heisst wie geng: «Groosätti, erzell is es Gschichtli!»

Aer schickt den Eltschten den Ueli, är selli in der Stuben ds Burgenbuech reichen, den welli är inen eppis erzellän. Aer blettred dernaa e Lengi, bis er e Zeichnig von em Burgingang findet, uf dären noch chliinder Zeichnegi Sachen zeigen, waa mma suscht nid gsehd. «Da ischt ja en Egge», seid Ueli und zeigt uf enes grosses viereggigs Gatter. «Neim», weiss etzen der Groosatt z erzellän, «das ischt äben es Schutzgatter. E seler hed's bin Burgtoren, aber o bin Stadttorenggän. Die hed ma meischtens nid gsehn, wil si vor en groossen Torfliglen i Turm uehi zogen siin gsiin.

Wen der Wächter ghoomed hed, wil es Riiterzigli isch derhar chon und ma nid gwisst hed was gattigs, den hed ma afen eis ds Seilgeest, waa ds Schutzgatter dermid ischt aaggmachts gsiin, und den ischt das mächtig Gatter mid nem griislichen Krach apphatätscht, hed ds Tor vermacht, bevormad Zugbrigg hed uufzogen und dischwären Torfligla hed zuetaan. Etzengid's die Schutzgatter nimma. Aber wen epperechlein firschitzig und ohni viel zeichen an en Arbeit geid, und den ddumma Zigg passierd, waa nid zur Arbeit gheerd, deseid ma dämeppa: «Du bischt es Schutzgatter!»

«Gäll ds Liisi ischt es Schutzgatter?», meind Ueli. «Aber ihr alli o!», bscheided der Groosatt. «Wär hed hiit zum Zmorgen es Chachtelli kabuttet? Emel nid ds Liisi!»

Mid dem halbe Ross grittän

Aber due hed er no es Gschichtli faaan erzellän: Eis siigi e Riiter uf der Zugbrigg wiiter gritten, obschon ma imm zuegrieff heigi, är selli haltän. Waan er due undrem Tor siigi gsiin, heige si ds Schutzgatter lan tätschän, und das heig hinder siim Rigg ds Ross abendrengrierd, aber der Riiter heigi das nidesmal gmerkt und siigi mid dem halbe Ross in Burghof grittän...

Wiiter ischt er nid chon. Das hed es Gholei ggän. Ueli hed gseid: «Das gid's doch nid!» Ds Mädi, ds Mittlerra von dänen drii Chinden, hed es griislich Beduuren mit dem Ross ghäbän: Ob ma das emumhi chenni zämenbiessän? Aber der chliin Kebi hed de Spitzbuech firha kchehrd und den Groosatt aggstrahled: «Groosätti, i glauben, du bischt es Schutzgatter!»